

Grenzen des Haushaltens.

Die Kämpfe einer Mutter gegen die Abhängigkeit

Lena Burkhard, geboren 1950, gelernte Dekorateurin, Fürsorgeempfängerin, geschieden, alleinerziehend, zwei Kinder.

An der Wand in Lena Burkhard's kleiner Küche, in der das Interview stattfindet, hängen mehrere gerahmte, kleine Aquarelle, auf denen Wüstenlandschaften, Szenen mit Beduinen, Kamelen und Palmen dargestellt sind. In ihrer Jugend war die gelernte Dekorateurin viel unterwegs. Zwischen ihren Reisen arbeitete sie in der Schweiz in verschiedenen Geschäften, zeitweise als selbständig erwerbende Dekorateurin.

Sehr früh in ihrer Erzählung erscheinen Arbeiten und Reisen nicht mehr als zwei getrennte Dinge, werden Leben und Arbeit in der Fremde eine Einheit: «Und dann habe ich im Ausland gelebt, in Algerien und in Bolivien.» Lena Burkhard, damals Anfang Dreissig, war nicht mehr die Touristin, welche eine Runde in Basel arbeitete und anschliessend etwas die Welt anschaute; sie lebte wirklich in diesen Ländern. Ob sie die Bilder an der Wand selber gemalt habe, als sie in Algerien war, wollen wir wissen. Ja, sagt sie, damals habe sie viel Zeit gehabt, sich «aber trotzdem immer wieder eine Tätigkeit organisiert, habe nicht Hausmütterchen spielen wollen». Das Leben im Ausland war für Lena Burkhard eine bedeutsame Zeit. Für einen Zehn-Personen-Haushalt, ihren Ehemann, der bei einer Schweizer Firma arbeitete, und dessen neun Mitarbeiter – «ich die einzige Frau dort drin» – hat sie eingekauft und gekocht, was sehr aufwendig gewesen sei. Sie selber war nicht von der Firma angestellt, merkte aber vor Ort bald, was zu tun war. Als Organisatorin und Leiterin eines anspruchsvollen Grosshaushalts nahm sie aktiv an die Hand, was Not tat. Im Wissen darum, dass die zehn Männer auf sie angewiesen waren, wurde Lena Burkhard klar, dass sie die üblicherweise unbezahlte Hausarbeit unter diesen besonderen Bedingungen als bezahlte Berufsarbeit würde ausüben können: «Ich habe auf

diese Weise ein bisschen etwas verdient, weil gratis habe ich das nicht gemacht, und so bin ich auch mit Leuten in Verbindung gekommen, mit Einheimischen.» Lena Burkhard übte eine anspruchsvolle Tätigkeit aus, die sie zusätzlich qualifizierte: Als Grosshaushälterin kam sie mit Leuten einer fremden Kultur in Kontakt, auf unmittelbarere Weise, als ihr dies früher als Touristin möglich war. Die Zeit in Algerien, die sie gewissermassen als professionelle Hausfrau verbrachte, stellte eine Einheit von Erwerb und Alltag dar – eine Lebensphase, die mittlerweile sechzehn Jahre zurückliegt und die in ihrer Küche durch die selbstgemalten Aquarelle heute noch präsent ist. Damals und dort war ihr gelungen, was vor einem Jahr in der Schweiz gescheitert ist: Die professionelle Führung eines Mittagstischs.

Lena Burkhard's Rückkehr in die Schweiz nach einem weiteren Auslandsaufenthalt ist ebenfalls geschlechtsspezifisch geprägt. Lena Burkhard wird Mutter, nachdem sie zwei Jahre in Bolivien im Büro ihres Mannes die spanische Korrespondenz erledigt hat. «So habe ich mir dort mein Geld verdient. Nachher ist die erste Schwangerschaft gekommen, und wir sind zur Geburt in die Schweiz zurückgekommen. Naja, und dann haben wir ein Haus gefunden zur Miete, und nachher ist das zweite Kind gekommen.» Schwangerschaft und Geburt des ersten Kindes, der Übergang zum Dasein als Mutter, die Rückkehr in die Schweiz, die Geburt des zweiten Kindes beschreibt sie weniger als absichtsvoll geplante Ereignisse oder als unberechenbare Einbrüche, sondern lakonisch als selbstverständliche Normalität: «Wie das so ist, oder.»

Die nächsten Jahre sind typisch für eine Schweizerin ihrer Generation: Sobald sie es mit Haushalt und Kinderbetreuung vereinbaren kann, «als ich gemerkt habe, ich könnte vielleicht anfangen, stundenweise zu arbeiten», geht sie temporär verschiedenen Erwerbsarbeiten nach. Am liebsten hat sie als Reiseleiterin gearbeitet, zweimal jährlich in Tunesien, «einfach abgestimmt auf die Kinder».

Das schon bald gemeinsam mit dem Ehemann neu erworbene Wohneigentum macht das Leben nicht nur einfacher: «Dann haben wir das Haus kaufen können, und das hat bedingt, dass ich ein festes Einkommen habe. Ich habe in der Blumenhandlung aufstocken

können auf sechzig Prozent, und dort bin ich gewesen, bis sie mir gekündigt haben.» Die Kündigung führt Lena Burkhard darauf zurück, dass sie «wahrscheinlich zu kreativ, zu initiativ oder *weiss dr Gagger* was gewesen» sei. Lena Burkhard ist zu Beginn der neunziger Jahre kurz erwerbslos, macht anschliessend diverse Temporär-Jobs als Dekorateurin und findet vorübergehend eine Stelle bei einer Gewerkschaft: «Das ist supergut gewesen. Also ich habe dort meinen ersten richtigen Bürojob als Sekretärin gehabt. Ich habe gelernt, mit dem Computer umzugehen, habe mir das selber beigebracht: *learning by doing*. Die sind auch sehr zufrieden gewesen mit mir und hätten mich gerne weiter beschäftigt, aber sie haben so ein Kontingent, und es hat keinen freien Platz mehr gehabt. Das wäre natürlich super gewesen: guter Verdienst, gutes Team.»

Nach mehreren Monaten ohne Job will Lena Burkhard ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen, sich selbständig machen. Sie greift auf Altbewährtes zurück und macht den Versuch, in der Schweiz zu realisieren, was ihr früher in Algerien möglich war: die Verbindung des eigenen Haushalts mit Erwerbsarbeit. Sie will in einem Quartier-treffpunkt einen Mittagstisch auf die Beine stellen. Nachdem sie mit positivem Ergebnis abgeklärt hat, ob ein Bedarf besteht, versucht sie, die Idee umzusetzen. Doch dann kommt die Bürokratie ins Spiel, die Lena Burkhard auch später immer wieder im Weg stehen wird: «Aber dort ist mir dann gerade *dr Lade aabe*, nachdem die von der Gewerbe Polizei vorbeigekommen sind. Man hätte meinen können, ich wolle ein Fünfsterhotel aufmachen. Ich habe zunächst allen Mut verloren, mich dann aber an einen Bekannten vom Vorstand im Gemeinschaftszentrum gewendet, und der hat gesagt, es sei kein Problem, da könne man schon irgendwie verhandeln oder mit ihnen reden.» Durch das Engagement einer konkreten Person verliert die abstrakte Bürokratie, die Lenas Idealen von unmittelbarem, persönlichem Handeln, von direktem zwischenmenschlichem Kontakt diametral entgegensteht, etwas von ihrer Bedrohlichkeit. Der persönliche Einsatz lohnt sich schliesslich: «So habe ich anfangen können auf der Basis, dass ich keinen Mietzins habe zahlen müssen vorderhand, bis man sieht, ob es läuft oder nicht.» Ganz bescheiden habe sie dann investiert: Küchengeräte, Lebensmittel, Werbung.

Doch schon warten die nächsten Schwierigkeiten mit der Bürokratie. Um ihre Investitionen für den Mittagstisch zu finanzieren, meldet sie sich in einem Programm an, das Erwerbslose, die sich selbständig machen wollen, in der Startphase unterstützen soll. Ein Sachbearbeiter auf dem Amt ermutigt sie dazu, ihr Projekt einzureichen. Das tut sie und wartet einige Monate auf einen Entscheid, der jedoch nicht eintrifft. In der Zwischenzeit läuft die Rahmenfrist ab, die sie berechtigt, Arbeitslosenunterstützung zu beziehen, Lena Burkhard ist ausgesteuert. Als sie eines Tages anruft, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen, «da hat es geheissen, sie hätten das gerade auf dem Schreibtisch, das sei abgelehnt, und dann habe ich gefragt: ‹Ja, und wieso denn?› – ‹Ja, ihr seid ja ausgesteuert»». Dass Verzögerungen auf der Amtsstelle zu einem Problem werden könnten, habe ihr niemand gesagt: «Zu dem Zeitpunkt, als ich das Gesuch eingegeben habe, bin ich ja noch nicht ausgesteuert gewesen. Es ist einfach so lange gegangen, die *puffne so dört*, das ist grauenhaft.» Bald gibt es neue Schwierigkeiten mit fehlenden Bewilligungen und diversen Amtsstellen – ein mühsames Hin und Her.

Lena Burkhard sieht dann, dass im Rahmen von Weiterbildungsprojekten für Arbeitslose ein Kurs für Finanzbuchhaltung anhand eines Gastro-Beispiels ausgeschrieben ist, sie weiss, «das würde mir jetzt dienen». Doch es ist ein Extrakurs, der 800 Franken kostet. Lena stellt einen Antrag auf Finanzierung, doch die Reaktion der Bürokratie bleibt aus. Sechs Monate später sei ihr mitgeteilt worden, der Antrag auf den Kursbesuch sei abgelehnt, «und zwar mit der Begründung, ich hätte diesen Kurs nie besucht – also so ein Verhältnisblödsinn». Dass sie als Arbeitslose den Kurs hätte vorfinanzieren müssen, ohne zu wissen, ob ihr der Betrag zurückerstattet wird, findet Lena Burkhard «wirklich den Gipfel der Frechheit».

Und als sie dann allen Widrigkeiten zum Trotz einige Monate später dennoch mit dem Mittagstisch anfangen kann, «ist meine fin..., fim..., familiäre Situation schon längstens im Eimer gewesen». Lena Burkhard's Versprecher ist kaum zufällig. In der Rede von der gescheiterten Beziehung zum Ehemann, die sie als «familiäre Situation» benennt, scheinen im nur angefangenen Wort die materiellen, die «finanziellen» Implikationen auf, welche Folge der gescheiterten

Ehe sein werden. Doch Lena hält an der Option Mittagstisch, an der damit verbundenen Verschränkung von Privat- und Erwerbsleben fest. Dies ist noch immer ihr Ideal und angesichts der mittlerweile schlechteren Wirtschaftslage zugleich eine der letzten Möglichkeiten, selbständig und unabhängig zu (haushalten): «Ich habe mir gedacht: Ja, wenn ich noch hier in diesem Haus bleiben könnte, mit den Kindern, so zwei, drei Jahre, und eben die Mittagsbeiz grad unmittelbar in der Nähe, dass man etwas aufbauen kann, dass ich Fuss fassen kann.» Der Erfolg mit dem Mittagstisch ist mässig, doch immerhin funktioniert es: «Also sie haben mir nicht gerade die Türen eingerannt, aber es sind doch immer wieder Leute gekommen.» Dass Lena Burkhard mit dem Mittagstisch vorübergehend knapp über die Runden kommt, liegt an der Einheit von Erwerb und Privathaushalt. «Ich bin ja damals noch im gemeinsamen Haushalt gewesen, und klar hat er Haushaltgeld geben müssen, das ist allerdings sehr, sehr, sehr knapp gewesen, und ich habe die Lebensmittel, die ich nicht verkaufen konnte, bei mir daheim tiefgefroren.» Bald erträgt Lena Burkhard das Leben mit dem Ehemann nicht mehr, sie zieht aus dem gemeinsamen Haus aus und aus dem Quartier weg. Seither lebt sie mit den Kindern näher am Stadtzentrum in einer Wohnung mit Abwärtsstelle. Das praktische Nebeneinander von Wohnung und Erwerb ist zu Ende, Lena Burkhard gibt den Mittagstisch auf. Abgesehen von einer Reiseleitung und einem kurzen Einsatz bei der Gewerkschaft, für die sie schon einmal gearbeitet hat, findet sie keinen Job. Und sie hat zu wenig lange als unselbständig Erwerbende gearbeitet, um erneut Unterstützung von der Arbeitslosenversicherung zu erhalten. Lena Burkhard muss nun zur Fürsorge, zum Sozialdienst, vorerst mal, um abzuklären, «wie das funktioniert». Diesen Schritt, sagt Lena Burkhard, habe sie vorher nicht gewagt. Der Kontakt mit der Fürsorge sei anfänglich «recht gut gegangen, so von dieser Sachbearbeiterin her». Sie habe «nicht irgendwie ein komisches Gefühl gehabt», sehr sachlich sei es zugegangen. Dieser erste Gang zum Sozialamt fand ein Jahr vor unserem Gespräch statt, «ein Jahr, ja, gestern ist es ein Jahr gewesen».

Nicht immer geht es auf der Fürsorge so sachlich zu, wie beim ersten Mal. Als sie einmal kurzfristig einen Job für einige Wochen

findet und die Sozialhilfeleistungen deshalb eingestellt werden, sind die Beiträge für eine Woche noch ausstehend. Die auf dem Amt für sie zuständige Sachbearbeiterin sichert ihr zu, dass der ausstehende Betrag noch eintreffen werde und dass sie fällige Rechnungen einfach ans Sozialamt weiterleiten solle. Doch dann hat die Sachbearbeiterin gerade Schwangerschaftsurlaub, und als Lena Burkhard anruft, weil ihr das Geld fehlt, «da hat es geheissen: ‹Öhm ja, öhm›, sie seien total ausgelastet, und diese Rechnungen müssten jetzt halt einmal warten. Und dann habe ich gesagt: ‹Es geht nicht, die Mahnungen kommen zu mir, und mir ist gesagt worden, ich könnte die einfach einschicken› – und dann sagt mir die gute Frau am Telefon: ‹Jäh, dann müssen Sie sich halt privat organisieren!› Da bin ich stinksauer geworden und habe einen Brief geschrieben, ‹Also mit der grössten Improvisationsgabe kann ich nichts auf den Tisch bringen zum Essen, also mit so Sprüchen!› Und dass die Leute sich einfach einmal überlegen sollen, wie es denen geht, die an dieser Stelle sind. Daraufhin habe ich dann ein Telefon bekommen von meiner neuen Sachbearbeiterin, und die hat sich entschuldigt und gesagt, das geht natürlich nicht, dass man jemanden am Telefon so abfertigt, das geht schlichtweg nicht, und sie hat dann auch berechnet und hat tatsächlich gesehen, eben, da ist ein Fehlbetrag, und ich habe die Differenz auch bald bekommen. Also, es kommt darauf an, wer gerade dort ist.»

Immer sind es konkrete Personen, die im Gegensatz zu anonymen Mechanismen stehen, die Lena Burkhard wieder neue Hoffnung schöpfen lassen. So sind es auch nicht formelle Bewerbungen, sondern persönliche Begegnungen, die ihr zu Arbeitsstellen verhelfen, Arbeitgeber, die im persönlichen Gespräch merken, was sie alles kann, obwohl sie nicht über die formellen Bildungstitel verfügt. So habe sie meist «mit gutem Feedback» gearbeitet: «Ich weiss, wie *Compis* funktionieren, wie man schreiben muss und wie man dieses und jenes machen kann. Aber ich habe halt einfach keine Papiere, ich kann nicht ein Dossier vorlegen mit *x tatata*, und es gibt sehr wenige Arbeitgeber, die aus dem persönlichen Gespräch etwas herausnehmen und sagen: Doch diese Person, die wäre es.» Damals bei der Gewerkschaft sei es gut gelaufen, die hätten gar keine Papiere

sehen wollen. Die Papiere – das Wort fällt im Laufe des Gesprächs mehrmals – symbolisieren für Lena Burkhard in zweifacher Hinsicht eine Bedrohung: einerseits als fehlende Papiere im Sinne formalisierter Qualifikationen, andererseits als Manifestation einer Bürokratie mit ihren Formularen, Vorschriften und Bewilligungen.

Lena Burkhard hat den vielen Unannehmlichkeiten zum Trotz ihren Stolz nicht verloren. «Gut, ich bin jetzt selbstsicher oder selbstbewusst genug, dass ich sagen kann, ja, ich *strample* einfach, ich versuche, aus dem herauszukommen.» Andere, Schwächere als sie, würden jedoch oft schlecht behandelt. Arbeitslosigkeit und Fürsorgeabhängigkeit seien in den Augen mancher ein Makel. Damals, als ihr Antrag auf die Finanzierung des Buchhaltungskurses mit einer fadenscheinigen Begründung abgelehnt wurde, schrieb Lena Burkhard einen bösen Brief, obwohl es ihr selber nichts mehr genützt hat. Aber «es hat sicher viele, die so etwas erleben, und da sollen sie einmal wissen: *Hei*, es sind nicht alles Bescheuerte, die jetzt erwerbslos sind». Im Sinne der sozialen Mütterlichkeit setzt sie sich im grossen Haushalt Bürokratie für die Schwächeren ein und kann dadurch auch Distanz gewinnen. Doch auf einmal, im Zusammenhang mit ihren Erfahrungen auf der Fürsorge, wird die Blickrichtung mitten in der Argumentation unvermittelt gewechselt: «Das Ganze sollte einfach ein bisschen menschlicher sein. Manchmal habe ich einfach auch ein bisschen, ja, eine Wut oder so, Enttäuschung, den Eindruck, dass – vielleicht nicht bei den Arbeitslosen, aber bei den Sozialhilfeempfängern – gewisse Leute darunter sind, die sich unheimlich gut *durchmischeln* können über längere Zeit und nicht grosse Anstrengungen machen, etwas zu finden oder selber etwas auf die Beine zu stellen, einfach aus dieser Situation herauszukommen. Und die werden genauso mitgezogen.» Trotz des Perspektivenwechsels bleibt Lena Burkhard bei der Vorstellung des grossen Haushalts: Allen soll geholfen werden, die es nötig haben. Es sollen aber auch alle nach Kräften zum Gedeihen des Ganzen beitragen. In gesellschaftlicher Perspektive sieht Lena Burkhard denn auch als «einzige Chance, wenn es wieder irgendwelche grösseren Verbände gäbe. Also hier ist ja die Grossfamilie quasi ausgestorben. Was schon in diese Richtung geht, sind WGs, also Kostenteilung oder Zusammen-

schlüsse von Familien irgendwie in einem Haus, *car-sharing*, *job-sharing*, in dieser Richtung, das sollte noch mehr kommen.»

Doch dem weiblich konnotierten Prinzip des gemeinschaftlichen Haushaltens steht die männliche Prägung der gesellschaftlichen Institutionen entgegen: «Aber es heisst immer noch in vielen Bereichen: Nein, das können wir nicht machen, wobei: Industrie und Wirtschaft sind aufgebaut worden von Männern, und Männer klagen immer, wie sie eingespannt sind und nicht können, mit der Familie und auch sonst nicht. Und dabei: Sie haben das System aufgebaut, also sollen sie es doch auch wieder ändern. Es geht nämlich, wenn sie nur wollen.» Doch zur Zeit sieht die Wirklichkeit ganz anders aus. Lena Burkhard erzählt von den zermürbenden Umständen der Scheidung. Sobald sie etwas Bargeld sehen werde, müsse sie Anwaltskosten begleichen und die Fürsorgegelder zurückzahlen. Immerhin werde sie im Alter die Hälfte der Pensionskassengelder ihres Ex-Mannes erhalten, der von Beruf Buchhalter ist. Und am Ende des Gesprächs kommt die ganze Widersprüchlichkeit von Lena Burkhards Zukunftsaussichten zum Ausdruck: «So sieht das aus. Jetzt könnte man sagen, man könnte ja noch auswandern. Ich könnte das auch, im Prinzip, ich habe gute *connections*. Also das ist auch noch etwas, das ich nebenbei machen will, wo ich jetzt dran bin, durch meine Beziehungen in Tunesien, dass ich meine eigenen Reiseprogramme anbieten will, so wirklich etwas Gutes gibt es dort nicht, und es gibt immer noch Leute, die etwas anderes suchen.» Auf die Nachfrage, ob denn diese Option wirklich mit Auswandern verbunden wäre, antwortet Lena resigniert: «Ja, ich würde schon gern, aber ich habe zwei schulpflichtige Kinder, und was wollen die dort unten an Ausbildung? Gut, ich könnte sagen: zum Vater mit ihnen, ich verreise. Aber das mache ich nicht, ich bin verantwortlich für sie. (leise werdend) Anderswo, wenn du ein bisschen Beziehungen hast und ein bisschen weisst, wie es läuft, da kannst du mit dem *Know-how*, das du hier hast, auch ohne Papiere etwas anfangen. Aber Geld braucht es überall, aber du kannst es, in gewissen Regionen kannst du mehr machen als hier, weil hier ist immer Gebot und Verbot und (seufzend) Bewilligungen. Und ... Ja?»

Frauen zwischen Hausarbeit und Erwerbstätigkeit

Die Beteiligung der Frauen am schweizerischen Arbeitsmarkt war in der Vergangenheit immer wieder starken Schwankungen unterworfen. Seit den 70er Jahren hat ihr Anteil an den Erwerbstätigen zugenommen. Waren 1970 noch 34 % aller Erwerbstätigen Frauen, betrug dieser Wert 1990 39 %. Allerdings belief sich die Quote der erwerbstätigen Frauen im Jahr 1870 auch auf 37 %. Dazwischen sank der Anteil jedoch. Diese erheblichen Schwankungen hängen vor allem mit der gesellschaftlichen Bewertung der Erwerbsarbeit von Frauen zusammen und mit dem Stellenwert, welcher der Familie und der Position der Frau als Hausfrau und Mutter jeweils zukommt.

Dass die eheliche Verbindung auf Lebenszeit keine sichere Perspektive mehr ist, zeigt die steigende Scheidungsziffer, die 1996 39,5 betrug. Inzwischen ist der Anteil von Frauen an den Erwerbstätigen auf 43 % angestiegen. Dieser kontinuierliche Anstieg während der neunziger Jahre – seit 1991 um 0,75 % jährlich – hängt nebst späterer Heirat und häufigerer Scheidung in erster Linie mit der Zunahme der Teilzeitstellen zusammen. Der Anteil der vollzeitlich erwerbstätigen Frauen ist nach wie vor gering. Ihr Erwerbsgrad hängt in erheblichem Masse vom Zivilstand ab. 65,5 % der unverheirateten, aber nur 19 % der verheirateten Frauen arbeiten in einer Vollzeitstelle. Noch deutlicher ist dieses Verhältnis bei den Müttern. Nur 33 % der Frauen mit Kindern im Vorschulalter sind eine Stunde oder mehr pro Woche erwerbstätig. Zum Vergleich: In Schweden liegt diese Zahl bei etwa 80 %, in den USA bei 60 % und in Frankreich bei 55 %.

Während in der Schweiz 53 % der Frauen Teilzeit arbeiten, ist dies nur bei 9 % der Männer der Fall. Ein grosser Teil der teilzeitlich erwerbstätigen Frauen ist zudem minimal erwerbstätig, d.h., aufgrund ihres niedrigen Gehalts bewegen sie sich nahe an der Grenze des Existenzminimums. Besonders gravierend wirkt sich dies im Falle von Alleinerziehenden aus, von denen fast zwei Drittel Teilzeit arbeiten.

Dass die Erwerbsquoten für Frauen deutlich tiefer liegen als diejenigen der Männer, ist darauf zurückzuführen, dass sich in der Schweiz nach wie vor ein grosser Teil der Frauen bei einer Mutterschaft aus dem Erwerbsleben zurückzieht. 90 % der Männer sind ab 25 erwerbstätig und bleiben dies bis zum 60. Altersjahr. Bei den Frauen sind 80 % zwischen 25 und 29 berufstätig, nachher aber sinkt dieser Wert unter 70 %.

Der Bildungsgrad von Frauen liegt nach wie vor unter demjenigen der Männer. So ist der Anteil von Frauen ohne Ausbildung in allen Altersgruppen höher als derjenige der Männer, während letztere weit häufiger über einen Hochschulabschluss verfügen. Dies wirkt sich schliesslich auf den Berufsstatus aus. Frauen sind in den höheren Hierarchiestufen untervertreten. Und während 17,5 % der Männer selbständigerwerbend sind, sind dies nur 11 % der Frauen.

Vor allem Frauen, die ihre Erwerbstätigkeit infolge Mutterschaft für mehrere Jahre unterbrochen haben, müssen sich im Hinblick auf einen Wiedereinstieg à jour halten, um dem technologischen Wandel gewachsen zu sein, der in den meisten Berufen stattfindet. Als ein Rezept zur Bewältigung von Erwerbslosigkeit wird heute vielfach «lebenslanges Lernen» propagiert. Statt sich nach der Berufsausbildung langfristig auf

ein Tätigkeitsgebiet zu spezialisieren, müssen Erwerbstätige heute flexibel bleiben und sich laufend weiterbilden. Gemäss den Statistiken nehmen Frauen jedoch mehrheitlich Weiterbildungskurse in Anspruch, in welchen sie ausserberufliche Kenntnisse erwerben, während sich Männer vor allem Kursen zuwenden, die ihnen im Beruf weiterhelfen. Generell profitieren vor allem diejenigen Personen von Weiterbildungsangeboten, welche ohnehin über einen hohen Bildungsstand verfügen.

Im Zuge der Umstrukturierungen der neunziger Jahre wurden Vollzeitstellen gestrichen und Teilzeitstellen erheblich ausgebaut. Immer mehr Frauen arbeiten Teilzeit. Mit dieser Feminisierung der Teilzeitarbeit steigt das Risiko für Frauen, sich in unsichere Arbeitsverhältnisse zu begeben: Abgesehen davon, dass sie Nachteile hinsichtlich der Aufstiegs- und Karrierechancen in Kauf nehmen müssen, sind Teilzeitstellen oftmals insofern flexibel, als sie sich leicht wegrationalisieren lassen. So ist es nicht erstaunlich, dass Frauen insgesamt stärker von der Arbeitslosigkeit betroffen sind als Männer. 1997 betrug die Arbeitslosenquote der Männer 4,9 %, die der Frauen 5,7 %. Fast die Hälfte aller Erwerbslosen sind Frauen, obwohl sie bloss 43 % der Erwerbstätigen ausmachen. Dieser Unterschied liegt auch darin begründet, dass Frauen häufiger ungelern sind und unqualifizierte Arbeiten ausführen – Stellen, an denen ebenfalls häufig angesetzt wird, wenn es ums Sparen geht. Rund 40 % aller registrierten Arbeitslosen waren zuletzt in einer Hilfsfunktion tätig.

Auffallend ist auch der Umstand, dass in den Kategorien der «Nichterwerbstätigen» und derjenigen, die erwerbslos sind, sich aber nicht oder nicht mehr auf dem Arbeitslosenamt einschreiben, die Frauen deutlich überwiegen. 55 % aller erwerbslosen Frauen machen Gebrauch von der Infrastruktur für Erwerbslose, während hier der Anteil der Männer 76 % beträgt. Über 60 % der nicht eingeschriebenen Erwerbslosen sind Frauen. Zudem sind Frauen insgesamt länger arbeitslos als Männer. Ihr Anteil an den Langzeitarbeitslosen beträgt 57 %.

Für mehr Frauen als Männer stellt also die Fürsorge den letzten Ausweg dar. Gemäss der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE) gibt es in der Schweiz rund 74 000 Alleinerziehende – mehrheitlich Frauen –, die mit Kindern unter 15 Jahren zusammenleben. Insbesondere geschiedene und alleinerziehende Frauen gehören zu den am häufigsten unter der Armutsgrenze lebenden Bevölkerungsgruppen – dieselben, die sich als meist schlecht qualifizierte Arbeitskräfte auf Stellensuche begeben müssen. Der Gang zur Fürsorge kostet jedoch nicht weniger Überwindung als die Inanspruchnahme der Leistungen für Erwerbslose: Nicht alle Personen, die Anrecht auf Sozialhilfe hätten, nehmen diese tatsächlich in Anspruch.

Die Gründe dafür wurden kürzlich in einer Studie ausführlich dargelegt. Während die Arbeitslosenversicherung gesamtschweizerisch geregelt ist, fällt die öffentliche Sozialhilfe in die Kompetenz der Kantone. Diese überlassen die Umsetzung den Gemeinden. Das Sozialhilfswesen ist je nach Gemeindegrösse unterschiedlich organisiert. Zudem verfügen die zuständigen Beamt/innen oft über einen grossen Entscheidungsspielraum. Dies führt zu einer uneinheitlichen Praxis und damit zur Ungleichbehandlung von Bezüger/innen. Da verbindliche Regelungen fehlen, in welchen Fällen und in welcher Höhe Unterstützungsbeiträge vergeben werden, variieren die Zahlen erheblich. Sozialhilfeempfänger/innen wird vielerorts mit unterschwelligem Misstrauen

begegnet. Anhand der Übersicht über die Fürsorgeausgaben der Kantone lässt sich ablesen, dass Sozialhilfe um so eher in Anspruch genommen wird, je städtischer die Umgebung ist. Je weniger sie sich kontrolliert fühlen, desto eher nehmen sie also ihren Anspruch auf Unterstützung durch die öffentliche Sozialhilfe wahr.

Literatur

- Bauer Tobias/Wyss, Ursula (Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien BASS): Sozialhilfe zwischen Sozialabbau und Grundrecht. Eine Analyse zu den Voraussetzungen für die materielle Durchsetzung des Grundrechts auf soziale Existenzsicherung. Im Auftrag der Sozialdemokratischen Fraktion der Eidgenössischen Räte, Bern: Manuskript, 1997.
- Bundesamt für Statistik (Hrsg.): Auf dem Weg zur Gleichstellung? Frauen und Männer aus statistischer Sicht, Bern 1992.
- Bundesamt für Statistik: Informationsdienst, Bern 1998.
- WA: Die Lage auf dem Arbeitsmarkt, Februar 1998. Bern 1998.
- Charles, Maria: Berufliche Gleichstellung – ein Mythos, hrsg. vom Bundesamt für Statistik, Bern 1995.
- Dickmann, Andreas/Engelhardt, Henriette: Einkommensunterschiede zwischen Frauen und Männern. Eine ökonometrische Analyse der Schweizer Arbeitskräfteerhebung, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 1/131 1994, S. 57–83.
- Jobin, Claire: Entre les activités professionnelle et domestique: La discrimination sexuelle, Lausanne 1995.
- Leu, Robert E. u.a.: Lebensqualität und Armut in der Schweiz, Bern/Stuttgart/Wien 1997.